

Soma Morgenstern

Der Sohn des verlorenen Sohnes

Soma Morgensterns Romantrilogie *Funken im Abgrund* erzählt die Geschichte des jungen assimilierten Wiener Juden Alfred Mohylewski, der in die ostgalizische Heimat seines im Ersten Weltkrieg gefallenen Vaters zurückkehrt und hier im Laufe eines Jahres für sich den Sinn jüdischer Existenz entdeckt und zum Glauben seines Volkes zurückfindet.

Die Handlung des zwischen 1930 und 1945 entstandenen Romans spielt vorwiegend in jenem ländlichen Podolien, aus dem Morgenstern selbst stammte. Das Werk ist durchtränkt von der Erinnerung an die verlorene Welt seiner Kindheit, die in zwei Weltkriegen und vor allem mit dem Genozid an den Juden Ostmitteleuropas für immer vernichtet wurde.

Mit Zartheit, Trauer und Witz schafft Morgensterns Erzählkunst ein eindrucksvolles Bild jüdischen Lebens und Denkens in der ostgalizischen »Dorflandschaft« vergangener Zeiten und stellt nicht minder eindringlich die Erfahrungen und Sehnsüchte jüdischer Menschen inmitten einer oft feindlich gesinnten Umgebung dar.

Morgensterns Romanwerk ist ein unersetzliches Stück deutsch-jüdischer Epik und zugleich – wie schon seine Jugenderinnerungen *In einer anderen Zeit* – ein authentisches Zeugnis jüdischen Lebens zu Beginn des Jahrhunderts. Den ersten Roman brachte Ende 1935 noch Erich Reiss in Berlin heraus; die Trilogie als Ganze jedoch ist bisher nur in amerikanischer Übersetzung erschienen.

Soma Morgenstern

Der Sohn des verlorenen Sohnes

Erster Roman der Trilogie
Funken im Abgrund

Herausgegeben von Ingolf Schulte

zu Klampen! 

Von Soma Morgenstern sind bei zu Klampen lieferbar:

Der Sohn des verlorenen Sohnes. Roman. Funken I
Idyll im Exil. Roman. Funken II.
Das Vermächtnis des verlorenen Sohnes. Roman. Funken III.
In einer anderen Zeit. Jugendjahre in Ostgalizien
Flucht in Frankreich. Ein Romanbericht
Der Tod ist ein Flop. Roman
Dramen. Feuilletons. Fragmente
Kritiken. Berichte. Tagebücher
Joseph Roths Flucht und Ende. Erinnerungen
Alban Berg und seine Idole. Erinnerungen und Briefe

Aktualisierte Neuauflage 2026

© 1996 zu Klampen Verlag · Röse 21 · 31832 Springe · www.zuklampen.de

Bei Fragen zur EU-Produktsicherheitsverordnung GPSR
wenden Sie sich bitte an info@zuklampen.de.

Umschlaggestaltung: © Stefan Hilden, Hildendesign · München · hildendesign.de
unter Verwendung mehrerer Motive von shutterstock.com

Satz: zu Klampen Verlag · Springe

Druck: BoD – Books on Demand GmbH · Überseering 33 · 22297 Hamburg ·
bod.de

ISBN Printbuch 978-3-98737-055-7

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über [<http://dnb.dnb.de>](http://dnb.dnb.de) abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen
insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG
(»Text- und Data-Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Inhalt

ERSTES BUCH	9
ZWEITES BUCH	55
DRITTES BUCH	97
VIERTES BUCH	147
FÜNFTES BUCH	211
Anhang	
<i>Glossar</i>	273
<i>Editorische Anmerkungen</i>	281

Der Sohn des
verlorenen Sohnes

ERSTES BUCH

ERSTES BUCH

1

Als einer von den vielen Abgesandten zum Kongreß der »Gesetzes-treuen Juden« reiste der Großgrundbesitzer Wolf Mohylewski nach Wien. Es war schon der zweite Weltkongreß, er sollte in der ersten Augustwoche des Jahres neunzehnhundertachtundzwanzig in Wien tagen, und zum zweiten Mal hatte die Judengemeinde der Bezirksstadt den Gutsbesitzer von Dobropolje – den sie Welwel Dobropoljer nannten – zu ihrem Abgesandten gewählt. Als einer von den Initiatoren der Bewegung der frommen Juden, die sich das Ziel vorgesetzt hatte, in aller Welt die Judenheit zur heiligen Lehre zu führen (und zurückzuführen), war Welwel Mohylewski auch mit einigen vorbereitenden Geschäften betraut und hatte bereits die letzte Juliwoche in der Bezirksstadt viel zu tun.

Welwel Mohylewski reiste nicht gern nach Wien. Er hatte in dieser Stadt vier Jahre verbracht, vier traurige Jahre seines Lebens. Als Kriegsflüchtling hatte er hier gelebt. Jahre der Verbannung, der Not, der Erniedrigung, Jahre des Zerfalls; des Zerfalls auch seiner Familie. In Wien lebte die Familie seines einzigen Bruders, der im Krieg gefallen war, die Witwe dieses Bruders und ein Sohn, Welwels vielleicht schon zwanzigjähriger Neffe, von dem er nichts wußte, von dem er nichts wissen, von dem er nur bangen Herzens ahnen durfte, wie er da wuchs in der großen Stadt, entfremdet seinem Volk, entfremdet seinem Gott, mehr noch gewiß als schon der abtrünnige Bruder in den letzten Jahren seines verworrenen Lebens Gott und seinem Volk entfremdet gewesen war.

Wolf Mohylewski reiste nicht gern nach Wien, doch reiste er begeisterten Herzens zum Kongreß. Und so stark schien ihm das Licht der Ziele, die der Kongreß verfolgte, so groß das Licht der Hoffnungen, die sich an die fromme Bewegung knüpften, daß alle Schatten, die sein und seiner Familie Mißgeschick auf die Kongreßstadt warf, nicht für die Dauer eines kleinen Gedankens gegen die Reise zum Kongreß zu streiten vermochten. In Erwartung wichtiger

Beratungen, sah er dem Tag der Abreise nachdenklich entgegen und ordnete seine landwirtschaftlichen Angelegenheiten für zehn, vierzehn Tage der Kongreßdauer mit der Sorglosigkeit eines Mannes, der es gewohnt ist, sich bei weitem wichtigeren Beschäftigungen zu widmen. Allein, es mischte sich eine heimliche Unruhe in die Erwartung, eine Unruhe, die kaum in einem Zusammenhang mit dem Kongreß, von Tag zu Tag sich steigerte, je näher der Tag der Abreise herankam. Und am Tag der Abreise war Welwel Dobropoljer von einer feierlichen Bereitschaft befangen und so weihvoll bedrückt, als ginge die Reise nicht einem Kongreß, sondern hohen Feiertagen entgegen, jenen Feiertagen etwa, die man nennt die Furchtbaren Tage.

2

Welwel wurde früh am Morgen geweckt. Die über der weiten Ebene Podoliens aufgehende Sonne hatte eben ihre ersten Lichtblitze gegen die grünen Fensterläden geschleudert, als er sich erhob. Noch auf dem Bettrand sitzend, griff er nach dem Wasserglas, das auf dem Nachtkästchen neben einer Schüssel stand, schüttelte ein paar Wassertropfen über die Finger der linken Hand, die gleich mit ebenso flinker Übung die Finger der rechten bedienten und – fertig war die Waschung. Es ist dies eine Art symbolischer Waschung. Der Fromme wäscht sich so zum Beginn des Tages, beileibe nicht zum Zweck der körperlichen Säuberung. Es ist eine Waschung zum Zweck der Reinigung vor dem Gebet. Mit geschlossenen Augen, noch immer auf dem Bettrand sitzend, hob er gleich aus schlafschwerer Brust zum Gebet an, das dem Schöpfer Dank abstattet – für die Wiederkehr der Seele aus den Verwandlungen des Schlafes, für die Wohltat als Jude, nicht Gott behüte als Andersgläubiger, für die Auszeichnung als Mann, nicht Gott behüte als Frau erschaffen zu sein – zu dem kurzen vorläufigen und schnellen Geflüster, mit dem der Fromme den Tag anspricht ehe er so weit ist, sich zu dem eigentlichen, zu dem großen Morgengebet zu stellen, das der Überlieferung nach den Erzvater Abraham zum Stifter hat. Dann wusch er sich für das irdische Getue gründlicher, erledigte mit dem Übereifer, der zum Teil Gewohnheit aus der Kinderzeit, zum Teil strenges Ritual ist, eine Reihe profaner Geschäfte, kleidete sich an und begab sich in »Großvaters Zimmer«.

Im noch nächtlich verdunkelten Flur kam ihm die Haushälterin Pesje entgegen, und als hätte sie die Nacht hier gewartet, um eine wichtige Botschaft zu bringen, sagte sie mit teilnehmender Trauer in der Stimme: »Der alte Jankel scheint schon ganz verrückt zu sein; er hat sich's wieder anders überlegt, er fährt nicht mit.« Welwel sah Pesjes vergrämes Gesicht verständnislos an, dann senkte er langsam die Augendeckel, als lasse er einen Vorhang fallen vor dem lästigen Frauenzimmer, und fragte sich – wie oft schon hatten sämtliche Hausgenossen der Frage nachgesonnen! –: was für ein böser Geist hinter dieser sanften Pesje sei, der sie antreibt, immer wieder und womöglich am frühesten Morgen schon, schlechte Nachrichten auszutragen? Auch Pesje hatte ihre Lider gesenkt. Sie brachte jetzt erst den Morgengruß und schien in vergrämter Haltung über dieselbe Frage nachzudenken, die ihren Brotgeber beschäftigte. Ihn aber hatte ein anderer Gedanke bereits abgelenkt. Warum eigentlich ist das für mich eine schlechte Nachricht? fragte er sich selber. Warum habe ich tagelang in diesen launischen alten Mann hineingeredet, er möge mit nach Wien kommen? Was kann er mir bei der Sache helfen? Und weil so in Gedanken eine klare Frage die Sache berührte, die er nicht einmal vor sich, nicht einmal mit einem Gedanken als eine ernstliche Sache zu berühren gestattete, geriet er aus dem Unmut, den Pesjes unerwünschte Bestellung in ihm erweckt hatte, in Zorn: »Was mischst du dich in Sachen ein, die du nicht verstehst?« Pesje empfing den Vorwurf wie eine erwartete Gabe. Sie blieb auf dem Posten. Mit rundem Rücken, eingefallener Brust, die mageren Arme mit den dick geäderten Händen über dem vorgewölbten Bäuchlein gekreuzt, sah sie mit bekümmerten kleinen Äuglein ihrem erzürnten Herrn nach und nahm jeden seiner Schritte, die auf den Steinfliesen des langen Flurs hart aufschlugen, als eine Fortsetzung der ihrer Meinung nach zu früh abgebrochenen Beratung.

Pesje war rund fünfzig Jahre alt, so alt fast wie ihr Brotgeber und seit dreißig Jahren im Hause, ein altes Fräulein, ein verdorrtes Blatt auf dem Baume Israels. Sie war mager, knochig, ihre Züge waren welk und grob, ihre Stimme war welk und dünn. Nur ihr Haar war jung und blühend, schön in seinen feuerroten Geflechten, die sie – weil sie nicht verheiratet war – als ein Fräulein frei in ihrem Glanze tragen durfte. Man nannte sie die »Versorgte Pesje«. Nicht weil sie bei Mohylewski so gut versorgt, sondern weil sie immer um irgend

etwas schwer besorgt war. Sie sorgte sich auch um belanglose, ja um erfreuliche Angelegenheiten des Hauses und der Wirtschaft. »Hundertzwanzig Milchkühe haben wir in diesem Frühjahr, weh ist mir!« konnte sie mit dem Ausdruck tiefsten Kummers sagen. Oder: »Drei arme Leute hat Welwel für den kommenden Sabbat behalten, morgen wird ein Kalb geschlachtet, weh ist mir!« Sie hatte kein Mitleid mit dem Kalb, liebte die Armen, war stolz und glücklich, wenn sie sich über Sabbat in Dobropolje satt essen durften. Aber bekümmert war sie dennoch. Sie sorgte sich um das Haus, um die Wirtschaft, um den Garten, um die Familie, um die Landwirtschaft, um das ganze Dorf. Diese andauernde Kümmeris beeinträchtigte weder ihre Arbeit noch ihre Muße, die sie nicht weniger als ihre Arbeit mit Kummer verbränte. Sogar an den Sabbatnachmittagen, da sie schwarzgekleidet im Garten vor der Anfahrt saß und ihr Blick über Blumen und Bäume, über Wiesen und Felder, über Hügel und Wälder, über Teich und Schilf streifte, war ihre schmale Stirn von Kummer zerfurcht und zerknittert und ihre ruhlosen Hände schienen mit wägenden Gebärden schweren Kummer auszutauschen. Vor vielen Jahren, als sie noch jung und schön war, hatte Welwels Bruder Josef – Jossele nannte man damals zärtlich den später im Krieg Gefallenen, dessen Name aber schon lange vor dem Krieg im Hause nicht genannt werden durfte –, vor einem Menschenalter hatte der Knabe Jossele einmal die so im Garten sitzende Versorgte Pesje gefragt, was sie denn so schwer bedrücke, und die später in der ganzen Umgebung berühmt gewordene Auskunft erhalten: »Wie süß blüht heuer der Raps, weh ist mir!« Übrigens war es auch der Knabe Jossele gewesen, der für Pesje den ersten Spitznamen gefunden hatte: Honigkuchen in Essig. Die Zeit hatte aber die süße Substanz ihres Wesens ganz verzehrt, übriggeblieben war – die Versorgte Pesje.

Die Stimme des betenden Reb Welwel brummte, murmelte, sang in »Großvaters Zimmer«, sie drang durch Türen und Fenster und belebte den stillen Morgen des stillen Hauses, Pesje aber stand noch immer, versponnen, verhärtet und gebeugt unter der Last ihrer Gedanken, unter dem Glanz ihrer roten Haare am Fenster des Flures – eine bengalisch beleuchtete Sorge im Hause Mohylewski.

»Großvaters Zimmer« lag im linken Flügel des ebenerdigen Landhauses. Es war nicht das schönste, aber wohl das geräumigste Zimmer im Hause. Die geweißten Wände waren zu halber Höhe mit Fichtenholz verkleidet, ohne Anstrich, wie der Fußboden aus gehobelten Bohlen, wie die Betpulte, die in acht Viererreihen im Raum standen. In der Ostwandmitte leuchtete, aus goldenen Fasern gewirkt, der Davidstern auf dem dunkelroten Grund des Vorhangs, der den Tora-schrein verhüllte. Die drei Innenwände entlang hingen Bücherregale, die am oberen Rand der Holzverkleidung ansetzend, bis zur Decke sich stufen, vollgestellt mit Büchern kleineren und größeren Formats, abgenützten Gebetbüchern in sogenanntem Spiegeleinband und großen Folianten, deren Holzdeckel mit grober Sackleinwand überzogen waren. In der Mitte der Decke hing an blanken Messingketten ein Luster mit einer Runde gelblicher Wachskerzen, von einem größeren Muster als die schlanken weißen, gerillten Kerzen, die in dem siebenarmigen Leuchter an der Ostwand steckten. Durch die vier großen Fenster der nördlichen Längsseite flutete schattengrünes Licht in den Raum. Die Fenster hatten keine Vorhänge und sie brauchten auch keine. Denn vor ihnen erhob sich, steil wie eine zweite, von der Natur hingestellte Schutzwand, der dicht mit hochstämmigen Buchen bestandene Abhang des großen Dobropoljer Waldes, der aber nur von dieser Seite noch als Wald, von den anderen zwei Seiten schon als Park, als Garten, auf der östlichen gar schon als Obstgarten das Haus umstand.

»Großvaters Zimmer« war der Betraum des Hauses, das Bethaus des Dorfs, das Bethaus für die Juden der nahen ländlichen Umgebung, die sich am Sabbat und an Feiertagen in allen Jahreszeiten und zu jeder Witterung hier zum Gottesdienst versammelten. Obschon eigentlich von Welwels Urgroßvater, von Reb Mosche Mohylewski eingerichtet und testamentarisch für alle Zeiten zum Bethaus bestimmt, war es »Großvaters Zimmer« noch für die vierte Generation, und es würde es vielleicht auch für die fünfte sein, wenn – ja wenn man mit einiger Gewißheit sagen könnte, auf welchem Wege die fünfte Generation von der Existenz dieses Zimmers auch nur unterrichtet werden könnte

oder auf welche Art und Weise die Bedeutung eines solchen Zimmers ihrem Verständnis nahegerückt werden sollte, ohne diese Generation und »Großvaters Zimmer« zugleich zu beschämen oder gar zu beleidigen.

Welwel hatte den Unmut über Pesjes Ungeschicklichkeit leicht besänftigt. Kaum daß er die Tür hinter sich zugeklinkt hatte, überkam ihn die feierliche Reises Stimmung der letzten Tage. Er war eine Weile in Gedanken vor einem der vier offenen Fenster der Grünen Wand stehengeblieben, wunderte sich über den schweren Tau, der nach einer so warmen Nacht auf den Gräsern und auf den Buchenzweigen lag, sah mit einem Blick auf die Birke, die sich in ihrer silbernen Zartheit mitten unter den schweren Buchen feucht und rein vom Himmel abhob, daß es in der Nacht geregnet haben mußte, und stellte sich zum Gebet.

Er hüllte sich zunächst in den weiten gelblichen, an den Rändern schwarz gestreiften Umhang, den man Gebetsmantel nennt, und flüsterte die einleitenden Sprüche mit eifrigen Lippen, die in dem noch verschlafenen Gesicht des bärtigen Mannes sich mit kindlichem Übereifer bewegten. Sein linker Arm entschlüpfte dem Ärmel des ripsseidenen Kaftans; ein, zwei in tausend Gebettagen eingeübte Griffe und Streckungen streiften den Hemdärmel bis zur Schulter hoch und entblößten den Arm zum Empfang der Gebetsriemen, die dem samtenen Säckchen entnommen, mit Spruch und Kuß begrüßt, den Arm auch gleich einzuwickeln strebten und ihn von der Achselhöhle bis zum jüngsten Glied des Mittelfingers in vorgeschriebenen, zu Worten des Gebets genau ausgezählten Windungen im Nu umspannten. Ein zweiter Gebetsriemen umfaßte sogleich in einer Schlinge den Kopf und krönte mit einer pergamentenen Kapsel, die in Sprüchen der heiligen Schrift den Bund des Volks mit Gott bezeugt, die Stirne. War dann das blauseidene Kopfstück des Gebetsmantels darübergezogen und der Mantel seitwärts geschultert, stand Reb Welwel da: wie Gottes Roß, angeschirrt zum Gebet.

Er sang nun dem Ewigen viele Lieder. Alte, uralte Gesänge. Ur-alte, alte und neue Melodien. Die uralten waren düster und von einer schweren Feierlichkeit. Es sind die Melodien der Gebete, die für den Wochentag so streng wie für den Sabbat, wie für den höchsten Feiertag gelten. Die alten waren mitunter von einer hüpfenden, bizarren Fröhlichkeit. So sind meistens die Melodien, welche die

Gebete gleichsam für den Sabbat anlegen. Die neuen waren auch nicht neu. Sie schienen es nur neben den uralten und alten. So sind die Melodien des Alltags. Die Kleider der Gebete für den gewöhnlichen Arbeitswochentag. Sie sind wie die Kleider der Juden dieses viel-geschmähnten Landes. Diese Kleider haften an ruhlosen gedemütigten, unterernährten Körpern, in denen altes, stolzes Blut rollt; sie sind nach altfränkischer Sitte eines fernen Landes zugeschnitten, mit ihren Farben, Falten, Täschchen, Flickern und Flecken, dennoch in der slawischen Trauer dieser Landschaft so beheimatet, daß sie von ihrem Bilde nicht wegzudenken wären. Der Beter sang die Melodien, wie das Volk seine Lieder singt. Er faßte die Gesänge nicht bei ihrem Ton, er nahm sie beim Wort. Denn diese Melodien sind bescheiden und demütig wie das Volk; die Worte des Gebetes aber, als ein Teil Gottes, sind groß und gewaltig. So manche Melodie schien von der Glorie des Wortes geblendet; sie tappte im Licht, seinen Sinn nicht erlangend. »Einst wird kommen für Zion der Erlöser und für ihn die in Jakob bekehrten Sünder« – jubelte das Wort, und die Melodie sagte und klagte genau wie jene, die weint: »Schau her, wie gesunken unsere Ehre unter den Heiden ist, wie sie uns gleich einer unreinen Abgesonderten verabscheuen!« Irrte sich die Melodie? Irrte der Beter? Jauchzet Gerechte in dem Ewigen, den Redlichen geziemt Lobgesang! Das Wort jauchzt seine eigene, die Melodie schluchzt ihre eigene Wahrheit: Denn wir sind wie Ähren, in den Wind gestreut, wie Schafe sind wir zur Schlachtbank getrieben. Am Sabbat, an Feiertagen mochten dieselben Gebete ihre fröhlichen Melodienkleider anlegen, an gewöhnlichen Tagen trugen sie besser diese Töne, die Töne der Bedrängnis sind und der Trauer, der Trauer und der Erniedrigung.

Welwel betete, obschon er sonst ruhigen und sanften Gemüts war, wie die Eifrigen beten, die im Gebet entbrennen; wie die Chassidim beten. Er betete so, wie er als Kind, als Knabe von seinem Vater zu beten gelernt hatte. Die Stimme des längst verstorbenen Juda Mohylewski lebte in den Gebeten des Sohnes weiter. Und sooft der Beter, dem heute feierlich zumute war vor der Reise, von der Melodie oder gar vom Wort abzuirren in die Gefahr kam, trat die Stimme des Vaters hinzu und – wie im dunkeln Raum ein Mensch sich erhebt und einen Eintretenden bei der Hand nimmt – lenkte sie die Stimme des Sohnes in die rechte Bahn. Geist und Körper des Beters schienen an

der Inbrunst gleichen Teil zu haben. Er schritt im Zimmer auf und ab, als stünden die Sprüche und Sätze in einem geheimen Verhältnis zum Raum, das im Takt der Gesänge eben auszumessen sei. Es kam ein Wort, das mit einer leichten Neigung des Oberkörpers begrüßt wurde, wie ein guter Freund, den man mit einem flüchtigen Gruß vorbeigehen läßt. Es kam ein anderes, vor dem der Beter stehenblieb und mit geknickten Knien eine zeremonielle Verbeugung machte wie vor einem unsichtbaren Thron. Es kam ein Gesang, dem er in Tanzschritten entgeghüpfte wie einem fröhlichen Sieger. Und es kam und ging welcher, von dem er mit klagenden, mit schmerzvoll ausgebreiteten Armen Abschied nahm wie von einem Toten. Es brachte eine Melodie einen Ton, der verhauchte wie ein Seufzer eines Träumenden. Und es trug eine andere einen anderen Ton heraus, der sich frei der Brust entriß wie der wilde Schrei eines Kosaken in der Steppe. Einmal blieb er vor dem Toraschrein stehen, zog das Kopfstück des Gebetsmantels übers Gesicht, als wollte er sich so mit dem eingefangenen Teil jener Stille vereinsamen, in der Gott wohnt, und nach verrichtetem Spruch riß er die Arme hoch und klatschte in die Hände, außer sich geraten wie ein Kind, das einen fremden bunten Vogel im Garten erblickt hat. Zu den Achtzehn Benediktionen stellte er sich gegen die Ostwand. Im magischen Kreis der »Drei-Schritte« stand er mit geschlossenen, mit gleichsam gefalteten Füßen, einmal still an sich haltend in glückseliger Hingegebenheit, als hätte sich ein Vöglein auf seinen linken Arm gesetzt, den das heilige Gerät umspannte, dann wieder schaukelte der Oberkörper in wilder Ausgelassenheit, rechts und links, rechts und links, und er krümmte sich und er beugte sich wie ein schwankendes Rohr vor dem Wind, hin und her gerissen wie ein schwaches Blatt im Sturme.

Eine gute Stunde war vergangen. Als Reb Welwel hernach aus dem Betraum in den nun hell erleuchteten Flur trat, sah er an Körper und Geist erfrischt aus, als sei er eben einem stärkenden Tauchbade entstieg.

Welwel setzte sich zum Frühstückstisch, am Fenster vor der Anfahrt. Pesje selber, nicht das Küchenmädchen, hatte gedeckt. Weiß und frisch wie am Sabbat, obgleich es ein Sonntag war, denn es war der Tag der Abreise und die Reise, wie es Pesje schien, besorgniserregend weit. Auf dem Tische standen Kannen, Kännchen, Tassen, Schalen; Kaffee, Milch, Rahm, Butter, Eier, Roggenbrot, Plätzchen aus Roggenmehl und Buttermilch mit Mohn, Plätzchen aus Weißmehl und Eierschaum, Honigkuchen und eine große Flasche Branntwein. Welwel saß eine Weile untätig. Er befand sich noch in einer Art Übergang: kein Beter mehr, aber noch kein Esser. Die Schauer des Gottesdienstes hatten ihm wohl starken Appetit gemacht, er hielt sich aber noch zurück. Denn, verbietet es auch soweit man sieht nicht streng das Gesetz, so hindert den wahrhaft Frommen dennoch ein feiner Takt, sich der Speise zu bedienen, solange am linken Arm, den die Gebetsriemen umflochten, noch Spuren des heiligen Geräts sichtbar sind. Er trank also zunächst in ganz kleinen Schlückchen vom Branntwein, goß Kaffee und Milch und Rahm ein, zuckerte, rührte um und merkte kaum, wie seine Gedanken, vom Willen nicht überwacht, sich zaghaft aber unaufhaltsam, gleichsam auf Schleichwegen zu jener Sache vorwagten, an die zu rühren er, wie gesagt, sich bei Bewußtsein nicht einmal in Gedanken gestattete. Als ihn aber die Erinnerung an Pesjes morgenfrühe Mitteilung – der alte Jankel habe es sich schon wieder einmal anders überlegt – nunmehr nicht etwa als eine Enttäuschung berührte, sondern geradezu als ein Schreck traf, verbot er sich jede weitere Hoffnung, den Alten noch umzustimmen und verschleuchte alle solche Überlegungen mit Entschiedenheit. Mit einer Entschiedenheit freilich, die ihn erst recht fühlen ließ, wie schwer ihm der Verzicht auf die Reisebegleitung fiel und wie fern die Sache nun unter diesen Umständen entrückte. Noch konnte er sich von ihr frei halten. Phantastereien, die ohnehin der Alte eigentlich selbst ausgesponnen hatte. Warum hatte er sich als Reisebegleiter geradezu aufgedrängt? Mit dem schweren Seufzer einer erzwungenen Erleichterung kehrte Welwel zum Frühstückstisch zurück. Von den Spuren des heiligen Geräts war am linken Arm nichts mehr zu sehen. Jetzt

durfte er frühstücken. Mit ruhigen, schweren Händen bediente er sich nun bei Tisch gelassen und bedachtsam wie ein rechter Dorfmann, ausgiebig wie ein rechter Gutsbesitzer.

Um sechs Uhr stellte sich der Kutscher Panjko mit dem Wagen vor der Anfahrt ein. Er wendete das Gefährt mit Schwung, hielt genau vor der ersten Stufe der Steintreppe, steckte die Peitsche in das lederne Röhrchen am vorderen Schutzblech des Wagens, übernahm die Reisekoffer, die das Stubenmädchen herangebracht hatte, verstaute alles im Wagenkasten unter dem Vordersitz, dann sprang er vom Wagen auf die Steinfliesen und blieb, die gelbledernen Zügel in der Faust, seitwärts hinter dem Handpferd stehen: ein Kutscher, der bereit ist in einem besonderen Falle die Zügel aus der Hand zu geben, wenn es sein muß. Der leichte hochräderige Wagen mit einem breiten gepolsterten Vordersitz für zwei Personen und einem einsamen, hinten in der Luft hängenden Sitz für den Kutscher war frisch gewaschen, frisch gerieben, frisch geschmiert. Die strohgelben lackierten Speichen mit den rotgezogenen Längsstreifen glitzerten, die mit flockigen grünen und roten Troddeln durchknotete Peitsche blühte aus dem blanken Wagenkasten wie eine Zierpflanze aus dem Blumentopf. Die Pferde, zwei Braune mit weißen Stirnen, standen mit angespannten Flanken im leichten Geschirr, scharften und schlugen ungeduldig mit den Hufen auf die Steinfliesen und polierten mit den harten Knoten der kurzgebundenen Schweife das Kastanienmosaik ihrer Hinterteile.

Welwel hatte inzwischen sein Frühstück beendet. Als der Wagen vorfuhr, hatte er sich gesättigt erhoben, nun zog er mit Hilfe Pesjes einen weißen Staubmantel über seinen langen schwarzseidenen Kafftan, setzte über das Käppchen, das er stets aufhatte, den schwarzen flachen Velourshut – den samtenen Hut der Chassidim –, nahm den Regenschirm in die Hand, trat dann ans Fenster und sah nach dem Gefährt, nach dem Kutscher, wieweit alles in Ordnung sei.

»Guten Morgen, Herr Gutsbesitzer«, grüßte Panjko, »der Herr Verwalter kommen grad.«

»Ja, will er denn mit?« fragte Reb Welwel überrascht. Er wandte sich mit der Frage mehr nach dem Zimmer, an Pesje, als nach der Auffahrt, Pesje aber war nicht mehr zur Stelle.

»Bis zur Bahnstation kommen Herr Verwalter mit«, meldete Panjko korrekt, obschon aus seiner Stimme nicht gerade Freude über diese Begleitung herauszuhören war.

Der Verwalter kam, vom Ökonomiehaus her, durch den Obstgarten. Ein ausgedorrter, hochgewachsener Greis in einem halblangen Kaftan, der in der Morgensonne grau, im Schatten eines Baumes grün und violett schimmerte, dem Schnitte nach mehr Bauernkittel als Judenkaftan. Unterm Kittel, der offen war, trug er ein kurzes Spenzerchen mit zwei Reihen Stoffknöpfchen, auf dem Kopfe einen Strohhut aus schwarzem Stroh mit nach unten abgebogenen Rändern, eine graue Reithose mit Lederbesatz, schwarze Stiefel mit hohen weichen Schäften, die so blank ausgeglänzt waren, daß der auf dem Gartenpfad langsam Schreitende in ihrem Glanz bald einen Grashalm, bald einen Blumenstengel mit Blüte, bald ein Streifchen, bald ein Täfelchen blauen Himmels in reinstem Spiegelbild mitnahm. Sein Gesicht war dunkel gebrannt, kreuz und quer zerfurcht. In zwei handbreiten Strähnen fielen ihm von den Schläfen die Pejes in den Bart wie zwei wilde Bäche in einen breiten ruhig strömenden Fluß. Der Vollbart war, wo er das schmale Gesicht rahmte, noch schwarz, wo er auf der Brust den ganzen Hemdausschnitt und das halbe Spenzerchen verlegte, in der Mitte mit weißen Fäden durchwirkt, die viel gröber waren als das übrige Haar, als wären dem Alten Strähne von Essigkren in den schwarzen Bart gefallen. Seine Augen waren klein, grau, von der Stirne stark überwölbt, die Brauen kaum sichtbar gezogen, als habe dafür das Haar nicht mehr gelangt. Von der Wurzel der scharfen Hakennase schlängelte sich über die linke Backe eine nackte Narbe wie ein Würmchen und verkroch sich im Bart. Das war der Verwalter.

Er war ein hoher Siebziger. Er hieß Jankel Christjampoler. Weit und breit sagten die Bauern der Umgebung: Herr Jankel der Verwalter. Weit und breit sagten die Juden der Umgebung an Wochentagen: Herr Verwalter; am Sabbat: Herr Christjampoler; an den hohen jüdischen Feiertagen: Reb Jankel. So redeten ihn die Juden an. Hinter seinem Rücken nannten sie ihn an Wochentagen, am Sabbat und sogar an den hohen Feiertagen: Jankel der Goj. Auf seinen langen Reiterbeinen stampfte der Oberverwalter heran, in der Hand eine Peitsche mit geflochtenem Stiel, dessen schwarzer Lack, brüchig und abgegriffen, mit dem Lack des schwarzen Strohhutes so zusammenstimmte, als wären Peitschenstiel und Hut aus demselben Material zu gleicher Zeit von denselben Händen irgendeinmal eigens für Jankel Christjampoler geflochten worden.

Diese Peitsche hatte Panjko sogleich mit einem raschen Blick erspäht. Er band die Zügel, die er bis jetzt in der Hand gehalten hatte, provisorisch über den Messinggriff der Bremse, nahm seine schöne Peitsche aus dem Behälter, lief geschwind um das Haus herum zur Küche und übergab sie dort dem Stubenmädchen Malanka zur Verwahrung. Was meine Peitsche schöner ist, dachte Panjko in stiller Verbitterung. Aber red du Christenmensch mit dem Alten! Er muß seine alte Peitsche mithaben, am Sonntag! Eine Cholera und kein Jud'! Panjkos Kopf holte zu tieferen Gedanken über den alten Jankel aus, doch war nicht Zeit dazu. Schon sah er den Gutsherrn im Wagen sitzen, während der Alte, seinen linken Fuß auf das gußeiserne kleine Trittplättchen des Wagens gestützt, mit einem Blick, der schief von der Seite kam, die Pferde übersah.

»Warum hast du den Pferden die Schwänze aufgebunden?« fragte er. Seine rauhe Stimme fegte die ganze Stille des Morgens hinweg. Er sprach so laut, als stände der eingeschüchterte Panjko nicht schon vor ihm, sondern weit weg, irgendwo hinter dem Obstgarten, hinter der Scheune, hinter den Stallungen, hinter den Speichern, weit oben auf der Anhöhe.

»Ich dachte, es hat soviel geregnet in der Nacht. Es wird weich sein auf dem schlechten Feldweg zwischen Nabojki und Poljanka, Herr Verwalter.« Jankel schwang sich hoch, sein rechter Stiefel holte in einem Bogen aus, als besteige er ein Pferd. »So so«, brummte er, zum Schein besänftigt. »Es hat soviel geregnet. Es wird weich sein. Der Herr hat seinen weißen Staubmantel an, weil es soviel geregnet hat. Der Kutscher bindet den Pferden die Schwänze hoch, weil es soviel geregnet hat. Es ist Sommer und es ist Herbst ...« Er hatte die Zügel gefaßt. Die Pferde rissen in kleinen Sprüngen an, Hufe und Räder donnerten kurz über die Steinplatten der Auffahrt hinweg und schon nahm der schwarze Boden der Dorfstraße den Hufen wie den Rädern alle Härte ab. Lautlos federnd räderte der Wagen in die weiche Glätte des Wegs die ersten Spuren des Tages nach dem warmen Regen der Sommernacht.

Das Dorf war längst erwacht. Über den strohgedeckten Dächern der Bauernhöfen rauchten die Ziegelkamine. Kurze dichte Rauchschwaden quollen hervor und schraubten sich kerzengerade in die blaue Luft. Draußen in den Bauernhöfen räumten die Männer die Woche der Arbeit auf, drinnen in den Stuben kochten die Frauen den Sonntag. Ein alter Bauer rasierte sich beim Brunnen. Er kniete vor einem winzigen Blechspiegelchen, das ihm ein halbnackter Knabe weinend vorhielt. Ein nicht angeleinter rotzottiger Kettenhund machte noch seinen Wachdienst, warf sich mit nächtlich tiefem Gebell den scharftrabenden Pferden entgegen, überlegte sich's aber noch im letzten Moment, beging den Selbstmord nicht, wendete und lief ganz außer sich, aber doch in vorsichtig berechnetem Abstand von Jankels Peitsche ein paar Bauernhöfe lang mit. Die römisch-katholische Dorfkirche ließ helle, die griechisch-katholische wuchtige Glocken läuten. Vor dem mit Schindeln gedeckten Hause des Kleingütlers Bielak flochten die Mägde und die Töchter ihre harten Zöpfe auf und kämmten und entlausten sich gründlich für den Sonntag. Ein Bauernjunge trieb eine große Herde teils schon schnatternder, teils noch piepsender junger Gänse über die ganze Straßenbreite und ließ seine kurzstielige Flachspeitsche mächtig in den Morgen knallen. Vor dem Trab der Pferde rettete er sich und seinen langen Brotsack in den Graben und überließ die schreiende, in alle Richtungen zerflatternde Herde ihrem Schicksal. In Schmiel Grünfelds Schenke waren die schweren eisenbeschlagenen Torflügel offen. Zwei Bauern trugen kleine Bierfäßchen aus der Schenke, luden sie auf einen Leiterwagen, ein dritter deckte sie mit der ganzen Zärtlichkeit seiner groben Hände in frische Stroh- und Heubündel ein.

»Sie sind aus Nabojki. Die Nabojker Bauern heiraten und feiern mitten in der Erntezeit«, informierte Panjko mit großem Ernst seine Herrschaften.

»Sie sind aus Janówka«, sagte Jankel. »Der alte Bjernatski ist gestern gestorben.«

Eine Cholera und kein Jud'! sagte sich wieder Panjko. Woher weiß er schon so früh am Morgen, daß in Janówka gestern einer gestorben

ist? Panjko saß breit und voll sonntäglicher Bauernwürde auf seinem Sitz. Seine kurze braune Jacke mit den weiten Ärmeln hatte er wie eine Ulanka geschultert. Es war eine schöne, mit ukrainischen Sticke-
reien verzierte Jacke, mit roten Bändern abgesteppt, mit zwei Reihen
wollener Troddeln wie mit rotem Mohn zu knöpfen. Auf dem Kopfe
saß der radbreite Hut aus grobem weizenfarbenem Stroh mit ledernem
Sturmband, das vorne, nicht unten am Kinn, sondern an der Unter-
lippe das Gesicht am Hut festzuhalten schien. Um die Hüften herum
ein breiter, gestickter Ledergürtel mit vielen Kettchen, Täschen,
Anhängern. Die breiten Hosenbeine aus blaubedrucktem grobem
Linnen steckten in Juchtenstiefeln, deren halbhohe Schäfte oben einen
schmalen gelben Rand herausbogen. In vielen schönen Farben pran-
gend, breitete er sich hinten auf seinem Sitz aus und wehte hinter den
gekrümmten Rücken Welwels und Jankels wie ein heiter aufglän-
zender Sonntag hinter einem düster vergehenden Sabbat.

Panjko saß aufmerksam und stets dienstfertig hinter seinem Brot-
geber. Hatte ihn der Verwalter diesmal vom Kutschersitz verdrängt,
so suchte er sich anderweitig nützlich zu machen. Er informierte
seinen Herrn. Er erriet die Blickrichtung seiner Augen oder glaubte
sie zu erraten und riskierte hin und wieder eine bescheidene Meldung.
»Von Bielaks drei Töchtern hat noch keine einen Mann gefunden.
Dabei bekommt jede gut ihre fünfzehn Morgen Acker«, streute er ein,
als überlege er die Sache für sich selber. Er fing alle Grüße auf,
besonders aber die, vor denen er seinen Herrn verschont wissen
wollte. Es kam vor, ein alter Bauer oder ein halbwüchsiger Junge zog
den Hut und grüßte die Fahrenden mit dem Gruß: »Gelobt sei Jesus
Christus«. Panjko warf sich dann mit einem solennen »In Ewigkeit
amen« dazwischen und seine Stimme brachte es fertig, gleichzeitig
seine fromme Höflichkeit zu bekunden und das ausweichende »Guten
Morgen«, mit dem Wolf Mohylewski solche Grüße zu erwidern pfleg-
te, als ganz vollgültig zu bekräftigen. Du grüßt im Namen Jesu, das ist
in der Ordnung, schien seine Stimme auszudrücken. Aber mein Herr
hat seine eigene Religion und so sagt er eben guten Morgen. Des-
wegen ist er aber doch ein frommer Herr und dich geht das nichts an!

Aus der letzten Dorfstraße heraus erreichte der Wagen einen
schmalen Wiesenweg, der längs des Flusses schnurgerade verlief. Bei
gelockerten Zügeln fielen jetzt die Pferde in einen gestreckten Trab
und Panjko geriet in Verlegenheit: Der Wiesenweg war nicht so naß

wie er befürchtet hatte, also könnte am Ende der Weg von Nabojki nach Poljanka nicht so weich geworden sein. Gern wäre er abgesprungen, um den Braunen die Schwänze loszubinden, die Blöße, die er sich gegeben hatte, noch rechtzeitig zu verdecken. Aber red du mit dem alten Jankel! Er wird ja nicht halten. Immer wird er recht haben. Nie wird man das alles wissen, was er weiß. Vielleicht kommt das so mit dem Alter, tröstete sich Panjko. Mein Vater wußte auch alles früher: wer gestorben ist, wer Hochzeit feiert, wer wo verprügelt, wer eingesperrt wurde ...

Aus den blauen Dünsten der Frühe läuterte sich zusehends ein klarer Tag. Rot flammte die Sonne. Den schweren Gewitterregen hatte die podolische Erde gierig ausgetrunken, die letzten Tropfen atmeten die Wiesen auf. Die feuchten Gräser schimmerten purpurviolett in der Morgensonne. Der Weizen, das Korn waren bereits abgeerntet. Wie dicke rundliche Bäuerinnen mit ihren Kopftüchern über den Stirnen, standen die Weizen- und Kornmandeln auf den goldenen und silbernen Stoppelfeldern; Männer, klein von Wuchs, strotzten die festen Gerstenhalme, in ihren gradgesträubten Schnurbärten glitzerten noch Regenperlen. Über weite Flächen zitterten die feingewirkten Spitzen des Hafers lindenblütengrün. Der Rotklee neigte Millionen frischgewaschener Köpfchen, tausende Bienen umsummten sie in gierigen Tänzen. Auf den Maisfeldern blitzten die feuchten langen Blätter: scharfe grüne Dolche, an den noch nicht reifen Kolben hingen die grünen Härchen wie verweint. Der Fluß dampfte. Ein leichter Wind strich über die grünen Wellen so behutsam dahin, als sei er von den blau- und grünseidenen Schwingen der Libellen im Schilf entfacht. Dennoch reichte seine Kraft, um mit Hilfe der Sonnenblitze Miriaden silberner Münzen auf der Wasseroberfläche zu stanzen. Wie eine einzige Kette kullerten sie: ein Bach aus geschmolzenem Silber inmitten der mineralenen Reinheit der grünlichen Flut.

Die Herrlichkeit des Morgens nahm Panjko mit seiner breiten Brust auf, Welwel mit frommen Augen. Jankel schien nicht willens teil daran zu haben. Er lenkte die Pferde. Seine gesenkten Augen folgten beharrlich den schrägen Winkelwürfen der trabenden Pferdebeine; der dichten wirren Graskrause, die zwischen den zwei säuberlich niedergedrückten Radspuren in die Unendlichkeit der Steppe den Pferden vorauseilte; dem geknickten Schatten der Deichsel, der seinen koboldischen Wettlauf mit der Graskrause auf deren Rücken

höhnisch austrug; dem holperigen Tanz der Pferdeschatten, dem Schattentanz von Riesenrossen, deren lange Beine durch das Schilf stelzten, indes die Riesenköpfe klobig in den Fluß nickten.

Jankel hatte die Schöße seines Kaftans hochgeschlagen, die blanken Stiefel leicht übereinandergestreckt, die Peitsche darübergelegt. Die Zügel hielt er fest in seinen großen, hölzernen, dunkelgebeizten Bauernfäusten. Er kutschierte. Sein Kopf schaukelte leicht, der Bart lag flach an die Brust geweht, seine Pejjes flatterten. Er kutschierte und schwieg.

Er ist mit dem linken Fuß aufgestanden, der Alte, dachte Welwel. Die Reithosen hat er doch nur angezogen, um mich zu ärgern. Nie trägt er Reithosen am Sonntag. Wir fahren über Kozlowa, die Kozlower Juden werden wieder was zu reden haben: Jankel der Goj kommt in Reithosen in die Stadt gefahren und Welwel Dobropoljer läßt sich das gefallen. Was soll ich ihm sagen? Er ist böse, weil ich mich in der Erntezeit soviel mit dem Kongreß beschäftige. Er wird immer mürrischer. Er schimpft auf den Kongreß. Er ist mit nichts mehr zufrieden. Ein Glück noch, daß er sich mit Domanski verträgt. Domanski ist ein guter Ökonom, ein tüchtiger Mann. Er arbeitet selbständig. Er könnte auch Monate ohne mich wirtschaften, er würde auch zwei Wochen ohne Jankel gut auskommen. Dobropolje wird uns nicht davonlaufen, er könnte gut mitfahren, der Alte. Aber was liegt mir soviel dran, daß er mitkommt? Und wie er dem neuen Braunen zusetzt! Das Pferd fängt schon an zu schwitzen. Der alte Mann wird täglich unverträglicher. Welwel neigte sich zurück in die Lehne und schloß die Augen. Seine Gedanken täuschten ihn aber. Sie verliefen sich. Sie irrten ab, auf Umwegen: zur Sache ...

Der alte Jankel war tatsächlich damit beschäftigt, dem neuen Braunen zuzusetzen. Der neue Braune war ein gutes Pferd. Er hatte bloß den Fehler, das erste Pferd zu sein, das seit Menschengedenken ohne Jankels Begutachtung für Dobropolje eingekauft worden war. Ein großer Fehler. Denn Jankel, war er auch offiziell noch Verwalter, war alt geworden und mit der wachsamen, kleinen Eifersucht ausgedienter Despoten darauf bedacht, ja nicht als der alte Mann zu gelten, der nun sein verdientes Gnadenbrot esse. Man hat schon einen Nachfolger angestellt. Schön. Man muß vorsorgen und Domanski, der neue Ökonom, ist ein guter Landwirt. Er wird einen tüchtigen Verwalter abgeben, wenn es soweit ist. Aber muß man schon hinter

Jankels Rücken Pferde einkaufen? Ein tückischer Zufall hatte es obendrein so eingerichtet, daß Jankel vor ein paar Wochen zum ersten Mal das Sprichwörtchen hörte, das – übrigens seit Jahren schon – im Dorfe in Umlauf war. Jankel stand vor dem Pferdestall und sah zu wie der Sattler an einem Zaumzeug nähte, das Jankels Privateigentum war. Da hörte er es, das Sprüchlein. Im Stall striegelten zwei Pferdewärter die Reitpferde und diskurierten. Da sagte es einer. Es kam nebenbei und ungefähr angewendet, eine Redensart, die im Pferdestall offenbar bereits sehr gebräuchlich war: »Ja, ja, ein Sanitäter ist kein Soldat, eine Ziege ist kein Rindvieh und Jankel ist kein Verwalter.« Eine neue Generation von Pferdeknechten war angekommen, die ihn, Jankel, nicht kannte! Wie konnten sie wissen, was er einmal, was er für ein Verwalter gewesen war? Ihre Großväter wußten es, ihre Väter wußten es. Sie, die Jungen, sahen nur noch den alten Jankel. Nun war auch schon ein neuer Ökonom da, der Herr Domanski, der zukünftige Verwalter, und Jankel wird bereits von Pferdewärtern verspottet. Zwar mit ein paar Ohrfeigen – aber nein! – hatte Jankel sich's überlegt. Damit ist die Affäre nicht mehr zu bereinigen. Er hatte den Tonfall genau gehört, mit dem jenes Sprüchlein vom Sanitäter und von der Ziege auf ihn gekommen war. Er wußte, das Sprüchlein war im Dorf, im Bauernmund gewachsen, und was im Dorfe wächst, hat seine gute Wurzel. Die kräftigsten Maulschellen würden das Sprüchlein nicht mehr ausjäten, das wußte er. War es denn übrigens zu verwundern, daß solche Redensarten umlaufen konnten? Wenn man schon neue Pferde besorgte ohne ihn zu fragen? Er aber, Jankel, würde es ihnen schon besorgen! Dem Ökonom, dem Herrn Domanski, und seinem Prinzipal, dem Herrn Wolf Mohylewski! Dem Reb Welwel Dobropoljer!

Am Morgen jenes Tages war es, daß Jankel den Plan ausgeheckt hatte. Er tröpfte ihn – ein Wort, ein Tropfen! – in Welwels Ohr ein. Täglich ein paar Tropfen. Er drängte sich vor allem zur Reise nach Wien. Er würde schon die Sache durchführen, Welwel brauche nichts dazu zu tun. Er brauche nicht einmal von der Sache was zu wissen. Als er aber wahrgenommen hatte, daß Welwel, der zunächst vom Plan Jankels sich bestürzt, ja entsetzt gezeigt hatte, über das Vorhaben, wenn auch nicht sich zu äußern, so doch schwer – wie schwer – nachzudenken, nachzugrübeln begann, lenkte er sein Interesse von der Sache ab, ohne freilich sich darüber hinwegtäuschen zu können, daß

sie für ihn über Nacht eine Herzenssache geworden war. Und zwar eine sehr reine, eine selbstlose, eine wahre Sache seines ursprünglich erbosten Herzens. Es war auch niemand mehr überrascht als er selbst, als er in letzter Stunde durch die Versorgte Pesje hatte bestellen lassen, er wäre nicht willens, er wäre nicht in der Lage, mit auf die Reise zu kommen. Aber einmal auf dem Rückzug, entzog er sich dem Vorhaben immer entschiedener. Und es blieb so von dem schlimm begonnenen, aber so gut gediehenen Plan anscheinend nicht viel mehr übrig als der letzte Anstoß – der neu hinter seinem Rücken eingekaufte Braune.

Wie er ihn nun heute zum ersten Mal in die Hand bekam, prüfte er ihn auf Herz und Nieren. Ja, er tat, was das Auge des Herrn sofort wahrgenommen hatte: er setzte dem Pferde zu. Nicht als hätte er etwa von seiner Peitsche Gebrauch gemacht! Die lag zwischen seinen Stiefeln verstaubt, ruhig auf seinem Schoß, friedlich wie der Säbel eines Militärs, der in einem Konzertsaal sitzt und seine lärmende Waffe mit äußerster Vorsicht gegen Geräusche versichert. Dem Alten genügten die Zügel. Sie erwiesen sich in seiner Hand als ein Instrument, tauglich so gut zur Leitung wie zur Verwirrung, zur Beruhigung so gut wie zur Beunruhigung, zum Halten so gut wie zum Einreißen – je nachdem, ob das Instrument das gute alte Handpferd oder den schlimmen neuen Braunen bediente. Jankel sah dabei äußerst unschuldig aus, ein sachlicher Prüfer. Seine Augen ruhten auf dem Opfer und schienen so obenhin gar Gefallen zu finden an dem Ebenmaß seiner Glieder – gegen die nichts einzuwenden war –, an dem braven Instinkt, mit dem es Kontakt mit dem ihm noch fremden ungewohnten Handpferd suchte und – wenn der Prüfer den Prüfling laufen ließ – auch fand. Das tat dieser aber nicht. Er mißbilligte den natürlichen Eifer des Pferdes und zügelte es andauernd und bei jeder Gelegenheit. Stieß etwa, wenn die Räder auf einer Seite in eine Grasmulde gerieten, die Deichsel seitwärts zum Beipferd vor, wartete der Lenker nicht ab, bis der Braune sich vorstreckte, um den Kurs rechtzeitig zu korrigieren, sondern er riß ihn voreilig ein, mit dem Erfolg, daß der empfindsame Braune im Sprung mit der Brust gegen die Deichsel angerannt kam und so unverschuldetmaßen den Kurs erst recht verdarb. Das Tier erspürte und erduldete die ungerechte Hand des Lenkers und war tatsächlich, ehe der Katzensprung über den leichten Wiesenweg nach Poljanka gemacht war, in Schweiß geraten wie der